

Eine Wohnung mitten in der Stadt

Stephan Niederwieser

Roman

Bernhard

* Ein Bild für die Götter: Edvard saß auf dem Kinderstuhl in der Küche und Hannah auf seinem rechten Knie. Er hatte die Arme um sie gelegt, und gemeinsam schnippelten sie an Karotten herum. Ob das wohl in ein paar hundert Jahren als Genrebild durchgehen würde?

Ich ließ die Wohnungstür zufallen, Hannah schaute auf, kieste, streckte ihre Ärmchen in die Höhe. „Chau, Berni! Eine Blume.“ Sie ersetzte „sch“ immer noch durch ein etwas verkorkstes „ch“. Sie war zum Anbeißen.

Hannah war drei Jahre und noch nicht ganz drei Monate alt, vielleicht ein bißchen klein gewachsen – wie ihre Mutter –, und obwohl ihr noch Babyspeck anhaftete, war abzusehen, daß sie einmal so zart und schlank werden würde wie Kim, ein richtiges Püppchen. Sie konnte ihre Wünsche äußern, war in manchen Dingen schon sehr selbständig, Neugier ihr größtes Hobby. Im Grunde also unterschied sich Hannah nicht sehr von den meisten Mädchen in ihrem Alter, und trotzdem war sie etwas besonders: Sie war nämlich „unsere“ Hannah.

Ich konnte gerade noch meinen Mantel ablegen, da hüpfte sie an mir hoch. Ich nahm sie auf den Arm, sie umklammerte meinen Hals und drückte so fest zu, daß mir die Luft wegblieb.

„Hallo, Prinzessin“, sagte ich, sobald ich wieder frei atmen konnte. „Das ist ja eine schöne Überraschung. Ich habe dich erst morgen erwartet.“ Ich ging mit ihr in die Küche, um Edvard zu begrüßen; er zupfte sich Gemüsereste von der Schürze und wusch seine Hände im Spülbecken.

„Guten Abend“, sagte ich und streckte ihm meinen Mund hin.

„Guten Abend, Professorchen“, erwiderte er und gab mir einen Kuß; wenigstens wollte er das, aber Hannah steckte schnell eine Karottenscheibe zwischen unsere Münder und kicherte, als wir diese küßten anstatt einander.

„O, du kleines Biest“, sagte ich, während Edvard ein paar ihrer goldenen Locken zur Seite strich und ihre Wange abschmatzte. Dann küßte er mich und machte sich ans Abendessen.

„Da. Schau!“ wiederholte Hannah und steckte sich das verschnittene Karottengebilde in den Mund.

„Das kann man sogar essen?“ fragte ich, und sie klatschte mir vor Freude auf die Brust.

„Vorsicht, das Messer!“ Ich nahm es ihr aus der Hand und legte es auf die Spüle.

„Hannah ist doch erst morgen dran“, sagte ich zu Edvard. „Ich dachte, du wärst im Geschäft.“

„Das war ich auch“, antwortete er, während er Thunfischsteaks abspülte. „Bis mich Kim am Nachmittag anrief und sagte, daß Hannah gerade per Kindertelefon mit mir ausgemacht hat, daß ich sie holen komme.“ Er schaute mich hilflos an. „Sie stand schon mit ihrem Köfferchen an der Tür, Bernhard“, rechtfertigte er sich. „Sie hat auf mich gewartet.“

„Da hast du dich in ein Taxi gesetzt und sie geholt“, vervollständigte ich. Es war ja nicht das erste Mal; die Kleine verbrachte mittlerweile mehr Zeit bei uns als bei ihrer Mutter.

Kim war eine verrückte Nudel. Jahrelang hatte sie alles mögliche ausprobiert: Verkäuferin in einer Boutique, Stewardess, Office Managerin bei einer Softwarefirma, bis sie zufällig in diese „Modell-Geschichte“ hineingeschlittert war und sich binnen zwei Jahren eine namhafte Modellagentur aufgebaut hatte – da war viel Glück mit im Spiel gewesen, zur rechten Zeit die richtigen Leute und so weiter. Jedenfalls war sie mittlerweile gut im Geschäft und hatte kaum mehr Zeit für Hannah. Edvard sah kein Problem darin; Ich bezweifelte allerdings, wie gut das für die Kleine war.

„Du bist mir ein Püppchen“, flüsterte ich Hannah ins Ohr und küßte sie. Sie kicherte und wand sich in meinen Armen, bis ich sie auf den Boden stellte, dann ging sie an den Küchentisch hinüber, um ihr Werk zu sortieren. Die blütenförmigen Karotten-

scheiben legte sie vorsichtig in eine Schüssel, die Schnipselreste auf das Zeitungspapier. Es war wirklich schwer, ihr etwas auszu-schlagen.

Ich lehnte mich mit verschränkten Armen an die Küchentheke und schaute Edvard beim Kochen zu.

„Und? Was hast du Neues gelernt?“ fragte er.

Ich hatte mal wieder den Nachmittag in der Staatsbibliothek zugebracht. Ich liebe es, zu lesen und zu studieren, meinen Geist zu trainieren. So verrückt es klingt, aber wenn mich der Unterricht streßt, dann gehe ich nach der Schule schnurstracks in eine Bibliothek und fühle mich binnen einer halben Stunde entspannt wie nach einem langen Spaziergang.

„Ich habe keinen ruhigen Platz gekriegt. Unglaublich, so kurz vor Weihnachten. Man würde annehmen, die Studenten sitzen schon zu Hause bei ihren Eltern. So bin ich eben zur alten Giese ins Antiquariat und hab gestöbert.“

„Was gefunden?“

„Nö. Aber sie könnte mir eine Erstausgabe von Goethes *Achill-eis* vermitteln.“ Hinter der war ich schon seit Jahren her.

Edvard schaute mich mit großen Augen an. „Mmh“, sagte er, gab einen Tropfen Spülmittel auf eine Mango und wusch sie gründlich ab. Bücher interessierten ihn nicht, und er hatte kein Verständnis dafür, daß ich so viel Geld für sie ausgab.

„Aber sie ist mir zu teuer“, sagte ich.

Jetzt schälte er die Mango und schnitt sie auf. Edvard arbeitete mit einer ungeheuren Konzentration. Es fasziniert mich, ihm beim Kochen zuzusehen, jedesmal. Seine Lippen waren angespannt, und in seinen Augen sah ich, daß er in Gedanken seinem Handeln mehrere Schritte voraus war.

„Was wird das eigentlich?“ fragte ich mit einem Blick auf den Berg von Gemüse, der auf der Spüle lag.

Edvard ging selbstsicher zu Werke: wenn er im Laden stand, wenn er sich die Zähne putzte, sich anzog, kochte, ja sogar, wenn er schlief. Alles, was er tat, wirkte professionell, tausendmal geübt und einstudiert, bis zur Perfektion vollendet.

„Thunfisch an Mangosoße. Dazu gibt es Paprika St. Croix.“ Er lächelte mich an, mit einem Lächeln, das mich schwach werden läßt.

Paprika St. Croix? Ich zuckte. Oh, oh! Mir schwante nichts Gutes. Da war doch was im Busch!

Edvard sah meine Reaktion, und das Lächeln verschwand: „Sag bloß, du hast vergessen, daß wir Max und Jean-Paul eingeladen haben?“

„Max und Jean-Paul?“

„Du hast es also vergessen“, sagte er. „O Bernhard, mein Unverbesserlicher.“

Ein paar Worte zu meiner Verteidigung: Das mit dem Vergessen ist so eine Sache. Was soziale Ereignisse angeht, habe ich nicht gerade das beste Gedächtnis, das gebe ich zu; sie sind mir einfach nicht so wichtig wie Edvard. Aber ich glaube, daß er mir so manche Verabredung verschweigt, weil er befürchtet, daß ich nicht zustimmen würde, besonders wenn sie etwas mit Max zu tun hat. Das Weingetue und Feinschmeckergehabe dieses Schreiberlings geht mir nämlich auf die Nerven. Ich kann ihn einfach nicht leiden.

„Nein. Natürlich habe ich das nicht vergessen“, sagte ich und hörte an meiner Stimme, daß ich den Groll nicht ausreichend unterdrückt hatte. „Ich dachte nur ...“ Es lohnte nicht, deswegen eine Auseinandersetzung anzufangen. „Egal.“

Ich wendete mich ab und schaute Hannah zu, die gerade die Gemüsereste mitsamt der Zeitung in den Komposteimer stopfte, so wie wir es ihr beigebracht hatten, dann überreichte sie mir die Schüssel, mit ihren kleinen verschnittenen Karottenscheiben, die sie Blumen nannte.

„Ui! Und die hast alle du gemacht?“

Sie wischte sich an ihrem Kleidchen ab und faltete die Hände schüchtern hinter dem Rücken. Ihr Gesicht leuchtete vor Stolz: „Derokation.“

„Sind ja richtige Meisterwerke geworden. Dann sollten wir jetzt mal Hände waschen.“ Ich stellte die Schnipsel neben den Herd. „Derokation für Max“, sagte ich – der Groll schwang noch immer in meiner Stimme –, nahm Hannah bei der Hand und ging mit ihr ins Bad.

„Komm her, Mäuslein!“ Ich schob den Trethocker vors Waschbecken; sie stieg hinauf und stellte sich auf die Zehenspitzen, um an den Hahn heranzureichen. Bis vor zwei Monaten hatte man ihr

noch helfen müssen; inzwischen bestand sie darauf, es allein zu tun. Ich setzte mich auf den Rand der Wanne und beobachtete sie, bereit, sie zu fangen, sollte sie wanken.

Hannah hielt die Hände unter den Strahl: „Fertig!“

„Nee, nee, nee. Da liegt Seife. Schön zwischen die Finger damit“, sagte ich.

Sie griff murrend nach dem klobigen Waschstück und bewegte es zwischen ihren Händchen. Es erforderte ihre volle Konzentration; ihr ganzer Körper war daran beteiligt. Im Spiegel sah ich ihr Gesicht, die kleine rosafarbene Zunge, die zwischen den feuchten Lippen hin- und herglitt, und das Stupsnäschen, bei dem ich immer an eine Rutschbahn für Engel denken mußte.

Da stand doch schon wieder ein neues Produkt auf der Konsole: „Eye Rescue“, las ich, „Undereye Therapy.“ Wie dramatisch sich das anhörte, wahrscheinlich hatte Edvard es nur deswegen gekauft. Seine Waschcreme, die Lotion für den Tag, die Antifaltencreme für die Nacht, seine Deos, After Shaves und Eau de Toilettes, von denen er die komplette Serie aus drei verschiedenen Duftreihen besaß, nahmen vier Fünftel der Konsole ein. Ganz rechts standen meine Zahnbürste, mein Rasierapparat und mein Deoroller.

„Puh!“ Hannah stieß einen lauten Seufzer aus, als hätte sie Schwerstarbeit geleistet.

„Und was stellen wir jetzt an, kleine Prinzessin?“ Ich nahm ihr das Handtuch ab und hängte es über den Halter. Sie zuckte mit den Schultern; in manchen Momenten konnte sie so erwachsen wirken.

„Sollen wir malen?“ Damals vertrieb sie sich am liebsten mit Hannah-Bildern die Zeit. Sie entstanden, indem sie sich auf einen großen Bogen Packpapier legte und ich ihren Körper mit einem dicken Filzstift nachzeichnete, manchmal mit ausgestreckten Armen, mit dem Gesicht im Profil oder mit angewinkelten Beinen. Diesen Umriß malte sie dann aus, schmückte ihn mit phantasievollen Kleidern – gerne in Pink –, dekorierte ihn mit Kettchen oder Blumenschmuck und setzte ihn in unterschiedliche Umgebungen, bevorzugt Wiesen mit Schmetterlingen, die man allerdings erst erkannte, nachdem sie es einem erklärt hatte.

Hannah schüttelte so vehement den Kopf, daß ihre blonden Löckchen flogen. Malen wollte sie also nicht. Sie kletterte vom Hocker herunter und lehnte sich an mich an. Ich drückte ihren Kopf gegen meinen Bauch. Es war schon nach sieben; ich vermutete, daß sie langsam müde wurde.

„Bernhard!“ Edvard erwartete vermutlich Hilfe in der Küche.

„Edat hat gerufen“, stellte Hannah fest. „Edat“ hatte sie gesagt, bevor sie „Mama“ sagen konnte. Kim erklärte es damit, daß Hannah nach der Geburt zuerst Edvard gesehen hatte und nicht sie – dabei können Neugeborene kaum mehr als Schatten von Licht unterscheiden. Ich glaube, Kim behauptete das, weil es sie traurig machte, daß sie nicht fähig war, eine so enge Bindung zu ihrer Tochter aufzubauen wie Edvard. Es hätte viel mehr Hingabe erfordert, viel mehr, sich selbst zurückzustellen und das Kind zum Zentrum ihres Lebens zu machen, was Kim einfach nicht fertigbrachte.

Inzwischen hätte Hannah Edwards Namen richtig aussprechen können, aber er blieb Edat. Daran hat sich bis heute nichts geändert.

„Professorchen!“ zirpte Edvard.

„Was?“ raunte ich zurück.

„Kannst du mir mal helfen?“

„Wir sind bald fertig“, rief ich ebenso zirpend in die Küche.

„Warum gehst du nicht hin?“ fragte Hannah.

„Weil ich ihm nicht helfen will.“

„Und warum nicht?“

„Weil er Max zum Essen eingeladen hat, und den mag ich nicht.“

„Warum magst du den Max nicht?“

„Weil Max ein komischer Vogel ist“, sagte ich, weil ich ihr den wahren Grund nicht erklären wollte: Ich mochte nicht, was Max repräsentierte, nämlich den Schwulen, wie die Gesellschaft ihn gerne sieht: promisk und beziehungslos; einer, der sich nachts in Parks rumtreibt, auf Autobahnraststätten oder in Saunen dem anonymen Sex nachjagt.

Bei Max drehte sich alles nur um Sex; er redete ständig darüber, ja selbst sein erster Roman, in dem er über den Aids-Tod eines Freundes schrieb, war eine einzige lange Sexszene. Und seither schrieb er Pornogeschichten.

„Max ist ein Vogel?“ fragte sie müde.

Ich mußte lachen und küßte sie auf die schon halb geschlossenen Lider. „Nein, Schatz. Kein echter Vogel. Aber ein eigenartiger Mensch, den keiner mag.“

Das war nun – leider – eine ausgesprochene Lüge. Seine Freunde, inklusive Edvard, flogen geradezu auf ihn. Er war charmant und intelligent und den Gerüchten zufolge – natürlich! – der beste Liebhaber der Stadt. Es schien, als wäre ich der einzige, der ihn nicht mochte. Es wollte mir nicht in den Kopf, warum sich andere mit ihm abgaben.

„Und warum lädt Edat ihn dann ein?“

Weil mein Mann sich in den Kopf gesetzt hatte, Max unter die Haube zu bringen, und trotz diverser Fehlschläge nicht aufgeben wollte. Das war die Wahrheit, aber auch das würde sie nicht verstehen, daher sagte ich: „Weil er ein Dickschädel ist, wie du weißt.“

In Erwartung einer Bestätigung schaute ich sie an, aber ihre Augen waren bereits zugefallen, und daher blieb sie aus. „Du nimmst Edat also in Schutz, was?“ Ich drückte ihr einen Kuß auf den Kopf. „Na ja, würd ich an deiner Stelle auch. So wie er dich verzieht.“ Dann hob ich sie hoch und ging mit ihr in die Küche.

„Wann holt Kim eigentlich Hannah ab?“ fragte ich, bevor Edvard mich mit Befehlen überschütten konnte. Hannah hatte ihren Kopf auf meine Schulter gelegt; ihre Atemzüge wurden länger.

„Keine Ahnung. Sie sagte, wir sollen anrufen.“

„Und? Hast du?“

„Wann denn? Siehst du nicht, was hier noch zu tun ist? Der Tisch ist nicht gedeckt, und ich habe gerade erst die Zwiebeln gehackt.“

Die versteckte Aufforderung überhörte ich, ging zum Telefon und wählte. Bei Kim war besetzt – wie so oft. Ich rief sie auf dem Handy an. Sie antwortete, wimmelte mich aber schnell ab: „Ich sprech grad auf der anderen Leitung. Ich ruf dich in fünf Minuten zurück. Okay?“

Toll! Ich setzte mich neben das Telefon und wartete. Hannah hatte sich drei Finger in den Mund gesteckt – der Daumen hatte ihr noch nie gereicht –, das war das Vorzeichen: In spätestens fünf Minuten würde sie eingeschlafen sein.

„Bist du müde, mein Mäuschen?“ fragte ich überflüssigerweise; sie antwortete mit trägem Kopfschütteln.

Edvard kam aus der Küche, warf mir einen fragenden Blick zu, wohl auf Unterstützung hoffend. Ich deutete auf Hannah und zuckte hilflos mit den Schultern. Er verschwand.

Kim rief natürlich nicht an, nicht nach fünf Minuten und auch nach einer Viertelstunde nicht. Sie hatte mich entweder vergessen oder telefonierte immer noch. Dafür war Hannah inzwischen fest eingeschlafen. Ich stand vorsichtig auf, ging ins Schlafzimmer und legte sie auf unser Bett, wo ich sie vorsichtig auszog und zudeckte. Ich ließ die Nachttischlampe an, weil die Kleine in Panik geriet, wenn sie in der Dunkelheit aufwachte und niemand da war. Auch ließ ich die Tür einen Spalt breit offen, damit sie uns gegebenenfalls hören konnte.

Edvard war voll in Fahrt. Das Gemüse – Entschuldigung, die Paprika St. Croix brutzelte vor sich hin, die Teller standen auf der Wärmeplatte, und der Grill lief auf Hochtouren; Chefkoch Bornheimer goß gerade den Mangobrei in einen kupfernen Tiegel.

„Du betreibst ja einen ganz schönen Aufwand. Man könnte annehmen, du möchtest jemanden erobern“, sagte ich.

„Wir haben Gäste, mein Schatz. Wäre es dir lieber, ich würde Pizza bestellen?“ Edvard hielt inne und ließ den Kochlöffel sinken. „He, Professor. Du hast überhaupt keinen Grund zur Eifersucht.“

„Interessant, daß du das Thema Eifersucht erwähnst. Ich habe nichts dergleichen geäußert.“

Er stützte sich auf den hölzernen Kochlöffel und nahm eine drohende Gebärde an. Sehr verdächtig.

Ich legte den Finger auf meine Lippen: „Nicht vor Hannah!“

„Wo ist sie eigentlich?“

„Im Bett.“

„Hast du mit ihr Zähne geputzt und sie gewindelt?“

„Nein. Sie ist an meiner Schulter eingeschlafen.“

„Kein Wunder. Wir sind heute nachmittag einmal quer durch den Englischen Garten und haben einen riesigen Schneemann gebaut.“

„Mit dem bißchen Schnee?“

„Na gut, es war ein kleiner Schneemann. Jedenfalls ist das Mittagsschläfchen heute ausgefallen. Aber ohne Zähneputzen kommt sie mir nicht ins Bett.“

„Edvard. Sie schläft.“

„Das ist mir egal. Ich lasse mir später keine Vorwürfe machen, wenn sie beim Zahnarzt sitzt und heult. Gehst du mit ihr, oder deckst du lieber den Tisch?“

Ich schaute ihm in die Augen, er starrte zurück. Ein unerbittlicher Blick. Meine Vorstellung von Ordnung genügt Edvard nie; ich decke den Tisch, und kaum drehe ich mich um, rückt er Besteck, Servietten und Gläser in die „perfekte“ Position. Das macht mich wahnsinnig, also entschied ich mich für die Alternative.

„Zähneputzen.“

„Aber los. Die werden jeden Moment hier sein.“ Edvard schob mich aus der Tür. Kurz bevor er sich auf das Geschirr stürzte, lächelte er mich an und gab mir einen Kuß.

Im Schlafzimmer drang zartes Schnarchen an mein Ohr. Ich setzte mich zu Hannah ans Bett und deckte sie langsam ab. Sie lag völlig entspannt da, ihr Körper war schwer. „Komm her, Süße! Wir müssen noch Zähne putzen.“

Hannah blinzelte, weinte vor Schreck und umklammerte meinen Hals. Aber schon im nächsten Moment war sie wieder eingeschlafen, und die Umklammerung löste sich wie von selbst.

„Schätzchen. Der große Häuptling hat ein Machtwort gesprochen, und du hilfst mir besser, sonst krieg ich Stunk.“

Sie murmelte etwas Quengeliges, ließ sich aber brav das Nachthemdchen überziehen. Dann nahm ich sie auf den Arm, trug sie ins Badezimmer und setzte sie auf die Toilette.

„Mach noch mal Pipi“, sagte ich und hielt sie an der Schulter fest. Aber natürlich kam da nichts. Dann stellte ich sie auf den Hocker und drückte ihr die Zahnbürste in die Hand. Sie stand schlaftrunken vor dem Waschbecken. Ich wollte etwas Zahnpasta auf die Bürste drücken, da zog sie sie weg und heulte auf. „Nein!“

„Okay, okay. Hier, du kannst es selber machen.“ Ich gab ihr die Tube und legte meine Hand auf ihren Rücken, weil ich Angst hatte, daß sie umkippen würde. Sie bewegte sich in Zeitlupe.

Eklats vor dem Einschlafen sind mir lästig. Außerdem stand mir noch das Windelproblem bevor. „Du wirst schon noch lernen, dich mit mir gegen Edat zu verbünden“, flüsterte ich ihr ins Ohr. Sie zog die Schulter nach oben, um mir zu bedeuten, daß sie in Ruhe gelassen werden wollte. Ich ließ sie los.

Ihre Bewegungen wurden immer langsamer, bald konnte Hannah den Kopf nicht mehr halten, also bürstete ich einmal über die obere und einmal über die untere Zahnreihe und flößte ihr etwas Wasser ein, dann setzte ich das Wickelbrett auf die Wanne und Hannah darauf.

„Leg dich zurück, mein Schatz“, sagte ich, zuversichtlich, daß sie vor Müdigkeit nichts merken würde. Aber Hoffnung ist eine Illusion. Hannah riß die Augen auf und hatte schon den Schrei auf den Lippen.

„Schsch! Schätzchen, warte!“ sagte ich und hob sie hoch. „Du willst doch nicht ins Bett machen. Deshalb machen wir etwas, damit du besser schlafen kannst.“ Es war wichtig, das Wort „Windel“ zu vermeiden. Kindererziehung ist wie Politik: Die richtige Wortwahl verlagert die Aufmerksamkeit.

„Und morgen früh, wenn du aufwachst, geht Edat mit dir zur Belohnung ein neues Kleidchen kaufen.“ Ich zog alle Register. Ich hasse *deals*, und jedesmal wenn ich darauf verfiel, wehrte sich etwas in mir, aber es gab keine Alternative.

Hannah heulte ein wenig vor sich hin und zog einen Schollmund. „Gretl!“

Ich versprach ihr, daß ich die Stoffpuppe suchen würde, sobald wir fertig waren, und legte ihr dabei vorsichtig die Windel an.

Kim hatte Gretl unter Edwards Aufsicht nach anthroposophischer Vorlage selbst genäht – was niemand so recht glauben wollte, der Kim kannte, denn Kim war alles andere als häuslich. Gretl bestand aus natürlichen, lehm- und erdfarbenen Materialien; Augen und Mund waren gestickt, die Haare aus Wolle geflochten, sogar die Kleider selbst gehäkelt. Das ganze Ding sah ein bißchen so aus wie eine Bastelararbeit aus der zweiten Klasse, aber laut Edvard war es für etwas gut, wenn Hannah mit ihr spielte. Er glaubte an allen möglichen übersinnlichen Humbug, verstantk regelmäßig unsere Wohnung mit Räucherstäbchen, hatte einen Altar im Schlafzimmer angelegt, den er hütete wie seinen Augapfel, und beschenkte unsere

Freunde mit diesen komischen Perlenarmbändern aus Halbedelsteinen, die „positive Vibrationen“ ausstrahlen sollten.

Es läutete an der Tür. Als ich mit Hannah aus dem Bad kam, öffnete Edvard gerade für Jean-Paul, der in unsere Wohnung schritt, als wäre sie ein Laufsteg. Sein zierlicher Hals wuchs aus einem leuchtend blauen Anorak heraus, die Kälte hatte rote Flecken auf seine schneeweiße Haut getrieben. Obwohl er seine kurzen, blondierten Haare mit Gel zu kleinen Stacheln stylte, gefiel er mir; wegen seiner großen Augen und weil mich seine frechen Lippen penetrant aufforderten, sie zu küssen.

„Bin ich zu früh?“

„Nein. Wir sind nur ein bißchen spät dran“, sagte Edvard und warf mir einen vorwurfsvollen Blick zu. „Aber vielleicht kannst du mir ja noch ein bißchen helfen.“

Ein eisiger Zug fegte durch die Wohnung.

„Mach bitte die Tür zu, Edvard! Es zieht“, sagte ich. „Hannah, sag: ‚Gute Nacht, Jean-Paul.‘“

Hannah stopfte sich drei Finger in den Mund, drückte sich an mein Bein und klammerte sich fest. Ich zuckte entschuldigend mit den Schultern und trug sie ins Schlafzimmer.

„Okay, Häschen. Jetzt aber husch, husch ins Körbchen.“

Hannah zog mich zu ihrem Kofferchen – einem Stewardessenkoffer, den sie von ihrer Mutter „geerbt“ hatte, damit sie ihre sieben Sachen von einem Haushalt zum nächsten schleppen konnte –, nahm Gretl heraus und krabbelte unter die Decke. „Liest du mir was vor?“ Jetzt war sie natürlich hellwach. Und wer mußte sich nun mit ihr plagen?

Ich schaute, welche Bücher sie mitgebracht hatte. Zur Auswahl standen *Streifenhörnchens Abenteuer*, *Leutnant Gelbohr auf großer Fahrt* und *Marshmallowbärchens Rettung*. Hannah wollte die Geschichte vom Marshmallowbärchen hören.

„Berni. Wer ist der Mann da draußen?“

„Das ist Jean-Paul. Weißt du nicht mehr?“ antwortete ich. „Wir haben ihn vor zwei Wochen in der Fußgängerzone aufgegebelt. Er stand mit einem Stadtplan vor der großen, gelben Kirche, und Edat hat ihn gefragt, ob er Hilfe braucht.“

Es war eine von Edwards Eigenschaften, die ich ihm partout nicht austreiben konnte. Er sprach oft junge Männer an, und ehe

ich Einspruch einlegen konnte, war er auch schon mit ihnen befreundet.

„Und wieso ist er jetzt hier?“ fragte sie weiter.

Tja, warum ist die Erde rund? Edvard brauchte eben ständig Menschen um sich herum. Außerdem:

„Edat bildet sich ein, daß Jean-Paul Max gerne kennenlernen würde.“ Natürlich hoffte ich, daß das Gegenteil der Fall war, weil ich Max Jean-Paul nicht vergönnte. Dieser Junge war zu hübsch. Seine Lippen warfen sich in der Mitte ein wenig auf, und sie glänzten immer, als ob er ständig mit der Zunge darüber fahren würde. Ihr lässiges Erscheinen reizte mich: Sie schlossen sich selten ganz; selbst beim Sprechen schien es, als würden sie ein wenig offenbleiben, immer in Erwartung, ständig bereit für ...

„Du liest ja gar nicht“, maulte Hannah entkräftet.

Ich schaute sie an. Sie hielt Gretl fest an sich gedrückt, und ihre Augen waren halb geschlossen.

„Eines Tages fragte das Marshmallowbärchen das Smörehäschen, ob es mit ihm eine Reise unternehmen wollte ...“ Ich erzählte, auswendig – schließlich hatte ich ihr die Geschichte schon oft vorgelesen – und schaltete leise das Licht aus. Trotzdem mußte ich aufpassen, denn beim ersten falschen Wort wäre sie sofort aufgewacht.

Ich sprach immer leiser, verstummte schließlich ganz, blieb aber noch sitzen, bis ich sicher sein konnte, daß sie eingeschlafen war. Als ihr Atem tief und regelmäßig ging, stand ich langsam auf und tastete mich zur Tür vor.

Draußen rieb ich mir die Augen; sie brauchten einen Moment, bis sie sich ans Licht gewöhnten. Dann ging ich um den Tisch herum und begrüßte Jean-Paul. Er stand auf und schüttelte mir die Hand; ich klopfte ihm auf die Schulter. „Schön, daß du kommen konntest“, sagte ich.

„Danke für die Einladung“, antwortete er.

„Guten Abend, Bernhard“, begrüßte mich Max.

„He.“ Ich schüttelte seine Hand. Max war ein großer, hagerer Typ, der immer dunkle Kleidung trug und Sommer wie Winter einen langen schwarzen Mantel. Begegnete man ihm nachts auf der Straße, hätte man vermutlich kaum mehr als einen Schatten

wahrgenommen, kreuzte er jedoch den Weg, trieb er einem einen Schauer über den Rücken.

Mir war zu Ohren gekommen, daß Max beim Sex regelrecht aufblühte, was meine Vermutung nur unterstützte, nämlich daß er in Wahrheit ein Vampir war. Natürlich meinte ich das nicht wörtlich – das wäre ja ziemlich albern –, aber bildlich. Ich stellte mir vor, daß jeder, der mal was mit ihm gehabt hatte, blaß und blutleer durchs Leben lief.

„Und? Schläft sie?“ fragte Edvard; ich streichelte ihm über die Brust.

„Tief und fest.“

Er packte mich, zog mich zu sich hinunter und gab mir einen Kuß. „Dann hast du dir jetzt eine kleine Stärkung verdient“, sagte er und schob mich auf den Stuhl. „Setz dich und unterhalte die Gäste! Dann kann ich fertigköcheln.“ Er schenkte mir ein, dann den anderen nach. „Übrigens, Kim hat gerade angerufen.“

Ich schaute auf die Uhr: kaum anderthalb Stunden, nachdem sie es versprochen hatte.

„Ich habe ihr gesagt, daß Goldlöckchen schon schläft und sie sie erst morgen holen soll.“

„Gut.“

„Auf das Wohl der Gastgeber!“ sagte Max und hob sein Glas. Er schaute Edvard an.

Ich blickte in Jean-Pauls große, weite Augen; sie funkelten. Plötzlich wußte ich, was meinen Mann an ihm faszinierte. Er schien einer Modezeitschrift entsprungen: gestylt, gezupft, geschminkt, alles einen Tick zu schön, um echt zu sein. Bestimmt trug auch er schneeweiße Feinripp-Unterwäsche, duschte zweimal am Tag, wie Edvard, und räumte die Spülmaschine ein, als würde sie danach für *Architectural Digest* fotografiert. „Prost!“

Max nahm einen Schluck, sog ihn lautstark durch die offenen Lippen und ließ ihn dann die Kehle hinunterrinnen.

Die beiden waren das absolute Kontrastprogramm. Wie konnte Edvard auch nur im entferntesten annehmen, daß Jean-Paul sich für Max interessieren könnte?

„Und? Hat das mit der Wohnung geklappt?“ fragte ich Jean-Paul, der, als wir ihn kennenlernten, gerade einen Besichtigungstermin hatte, aber die Straße nicht finden konnte.

„Nein. Aber ich hab inzwischen eine andere. Ich bin froh, daß ich das hinter mir habe.“

„So schlimm?“

„Nicht die Wohnungssuche an sich. Obwohl, das ist auch nicht gerade angenehm.“

„Sondern?“

„Ich habe Max und Edvard gerade erzählt, daß ich wegen einem Kerl nach München gezogen bin. Aber als ich dann vor seiner Tür stand, war schon ein anderer eingezogen.“

„Ja, so schnell kann's gehen“, sagte Max.

„Ich verstehe nicht ganz“, sagte ich.

„Ist auch kein Thema für ein Abendessen.“ Jean-Paul hob sein Glas. „Prost!“ Offensichtlich wollte er das Thema nicht vertiefen. Er nahm einen Schluck und setzte dann an, seinen Pullover aus-zuziehen, packte ihn dazu am Kragen.

„Oh, nein!“ rief Max, griff sich erschrocken ans Herz und machte ein entsetztes Gesicht.

„Was?“

„Max meint, es wäre unsere Pflicht, einen Pullover nicht wie Damen genant über den Kopf zu ziehen“, erklärte Edvard und stellte Olivenöl und Weißbrot auf den Tisch, „sondern ihn sich wie ein Cowboy vom Leib zu reißen, der sich nach tagelangem Ritt an einem kühlen Bach den wunden Körper wäscht.“

„Ach so.“ Jean-Paul packte seinen Pullover nun am Bund und stülpte ihn sich mit gespannten Muskeln über den Kopf.

„Bravo!“ klatschte Edvard.

Max musterte Jean-Paul; ich wartete darauf, daß er sich die Lippen leckte, aber er tat es nicht.

Zuerst gab es einen „Cappuccino aus Winterkräutern“, dann „Grapefruitscheiben ‚an‘ Brunnenkresse im Avocadoschaum“. Ich konnte aus der Haut fahren, wenn Edvard so künstlich tat; diese aufgesetzte Speisekartensprache paßte zu Alfred Biolek, aber nicht zu uns.

„Hervorragend!“ rühmte Max, als ob sein Lob auch nur einen Pfifferling wert wäre. Er war eine Schnapsdrossel und kein Gourmet. Na gut, einen Connaisseur für Wein und Zigarren wollte ich ihm zugestehen, aber von Essen hatte er keine Ahnung.

Wir aßen, tranken, schäkerten. Zwischendurch kam mal einer auf Politik zu sprechen oder auf die Aktienkurse; allmählich stieg uns der Wein zu Kopf. Während die Themen anfangs noch sinnvoll und für jeden nachvollziehbar ineinander überflossen, sprangen wir nun ohne ersichtlichen Grund von einem zum anderen, nahmen verschiedene mehrmals auf, bis wir – wie so oft – bei „Beziehungen“ landeten.

„Das ist genau, was ich meine“, sagte Edvard. „Nimm deinen Ex, zum Beispiel. Ihr kanntet euch 'ne Weile, seid gemeinsam in Urlaub gefahren, dann hast du deinen Job in Hannover gekündigt, deine Wohnung aufgegeben, und kaum bist du hier angekommen, fällt ihm plötzlich ein, daß er einen anderen Kerl geiler findet.“

„Aber eine eingetragene Partnerschaft hätte das auch nicht verhindert“, entgegnete Jean-Paul. „Meinst du denn, bei Hetenpaaren ist das anders? Wie oft liest man, daß Ehen nach ein paar Wochen annulliert werden? Die Scheidungsrate spricht Bände.“

„Aber schwule Beziehungen gehen doch viel schneller auseinander“, verteidigte Edvard seinen Standpunkt. „Schau doch nur mal, wie einfach das ist: Man packt seinen Cockring, nimmt das Gucci vom Regal, und schwupps ist man aus dem Leben des anderen verschwunden.“

„Aber ich bitte dich“, sagte Max. „In der Konsequenz hieße das doch, daß sich alle Haus und Kinder anschaffen sollten, damit die Trennung schwerer fällt.“

„So unrecht hat er nicht“, warf ich ein und streckte meine Hand nach Edvard aus. „Es ist ja wirklich einfach abzuhauen. Wenn du dagegen eine gemeinsame Existenz aufbaust und eine gemeinsame Zukunft geplant hast, dann wirfst du das nicht so leicht weg. Du wirst es dir nicht zweimal, sondern hundertmal überlegen, bevor du die Beziehung hinschmeißt.“

„Das ist grober Unfug“, sagte Jean-Paul. „Du kannst so viel schwören, wie du willst. Bei der ersten ernsthaften Krise sind die meisten weg.“

„Ich kann nur sagen, daß das Ja-Wort für uns was verändert hat“, sagte Edvard.

„Ach. Und ich habe gedacht, dir wäre es bei der ‚Hochzeit‘ nur um die Gaudi gegangen“, erwiderte Max.

„Moi?“ Edvard legte sich die Fingerspitzen auf die Brust.

Ich strich ihm über die Wange. „Meine *drama queen*.“

Er warf mir einen verächtlichen Blick zu, erklärte sich weiter:
„Jedenfalls gehen wir seither anders miteinander um.“

Jean-Paul setzte sich zurück und verschränkte die Arme vor der Brust. Er konnte dieser persönlichen Erfahrung wenig entgegenzusetzen, aber ich sah ihm an, daß er sich nicht so schnell geschlagen geben wollte.

„Siehst du das genauso, Bernhard?“ fragte mich Max.

„Also mal abgesehen davon, daß ich mit dem Firlefanz drum herum nichts anfangen kann ...“

Edvard zog einen Schmollmund.

„Das weißt du, mein Schatz“, entschuldigte ich mich und streichelte seinen Schenkel. „Aber ich muß auch zugeben, seit ich erlebe, was dieses Ja-Wort für einen Unterschied macht, stehe ich eher auf der Seite der Befürworter von eingetragenen Partnerschaften.“

Jetzt lächelte Edvard wieder, und wenn ich mich nicht ganz täuschte, sah ich, daß ihn meine Aussage rührte.

„Vielleicht ohne Rosenblätter und Reis“, setzte ich leise hinzu und grinste.

Edvard sprang auf und tat so, als würde er mit Fäusten auf mich einschlagen, dann umarmte er mich, drückte und schüttelte mich. „Du bist unverbesserlich. Eines Tages wirst du erkennen, wie viel Geduld ich für dich aufbringe, und mir ewig dankbar sein.“ Dann wendete er sich unseren Gästen zu: „Feigen im Weißwein-Honigsud, aufgefrischt mit einem zarten Sorbet aus Nanaminze und Limetten?“

Jetzt hätte ich ihn am liebsten erschlagen.

Max und Jean-Paul schauten ihn fragend an.

„Keine Antwort ist auch eine Antwort“, sagte Edvard und ging zielstrebig in die Küche.

„Seid ihr euch denn treu?“ fragte Jean-Paul. Es scheint die Frage zu sein, die Singles am meisten bewegt, wenn sie auf ein Paar treffen. Als ob das nicht selbstverständlich wäre.

„Aber natürlich“, antwortete ich. „Treue ist die Basis einer jeden Beziehung, sonst ist es keine.“ Dann rief ich in die Küche: „Edvard, brauchst du Hilfe?“

„Nein, nein. Ich mach das schon“, rief er zurück. „Unterhalte du die Gäste.“

„Ich meine nicht seelische Treue, sondern sexuelle“, bohrte Jean-Paul weiter.

„Fremdgehen? Das würde keiner von uns dem anderen antun.“

„Ach, wirklich?“ fragte Max, das Biest, höhnisch. In seinen Augen war diese Einstellung bestimmt mittelalterlich. Es war klar, daß er dazu einen boshaften Kommentar abgeben mußte.

„Hast du Zweifel daran?“

Max lag etwas auf den Lippen, und er verkniff sich ein wissen-des Grinsen. Was für ein Ekelpaket.

„Das ist unsere Vereinbarung für den Moment“, sagte Edvard und stellte eine große Schale mit Feigen in goldener Soße auf den Tisch. „Ich messe Sex nicht so einen hohen Stellenwert bei. Bernhard ist dieses ‚Treueding‘ sehr wichtig, also bitte.“ Dann ging er wieder in die Küche.

„Kommt ihr damit nicht in Schwierigkeiten?“ fragte Jean-Paul. „Die Grenzen sind doch sehr eng gesteckt.“

Wollte er mit dieser Frage etwa in Erfahrung bringen, wie weit er mit mir gehen konnte? Mein Herz pochte plötzlich bis zum Hals. „Was wir von anderen so mitkriegen, führt es unweigerlich zu Problemen, wenn man die Beziehung auf irgendeine Weise öffnet. Absolute Treue ist eine klare und eindeutige Grenze. Und damit basta.“

„Wie lang seid ihr jetzt zusammen?“

„Viereinhalb Jahre.“

„Hast du nie das Bedürfnis gehabt, Sex mit einem anderen zu haben oder auch nur einen anderen zu küssen?“ Jean-Paul schaute mir mit einem durchdringenden Blick in die Augen. Es wurde eng in meiner Hose, mir kribbelte es auf der Haut.

Am liebsten wäre ich aufgesprungen und hätte ihn einfach geküßt, aber ich hielt mich an unsere Treuevereinbarung.

„Nein!“

„Erstaunlich.“

Max hatte sich bisher zurückgehalten, aber es war zu erwarten, daß er seinen Senf dazugeben würde: „Egal, mit wem ich darüber spreche, jeder hat eine Regel über Sex außerhalb der Beziehung. Aber egal, wo die Grenzen gesteckt sind, früher oder später über-

schreitet sie einer von beiden, und dann gibt es ein Riesendrama.“

„Drama?“ fragte Edvard und stellte jedem einen großen Teller mit je drei Kugeln hellgrünem Sorbet vor die Nase. „Wo gibt’s ein Drama?“ Und schon war er wieder weg. Mein Edvard.

„Regeln“, unterstrich Max. „sind überhaupt nur dazu da, gebrochen zu werden.“

„Nicht immer“, sagte ich und hob den Zeigefinger.

„Aber immer öfter“, sagte Jean-Paul und seufzte wissend.

„Die Feigen nehmt ihr euch bitte selbst“, sagte Edvard und stellte einen Teller auch auf seinem Platz ab. „Ich bin zu betrunken, um jetzt noch zu derokieren.“

Wir beide lachten, die anderen verstanden das natürlich nicht, dann zog Edvard den Stuhl mit dem Fuß zu sich heran und ließ sich hineinfallen. Es sah ziemlich schlampig aus, im nüchternen Zustand wäre es ihm peinlich gewesen. Mir aber gefiel es, wenn er sich denn mal ein wenig gehenließ.

„Mit dieser Regelei geht es doch nur darum, den anderen irgendwie zu kontrollieren“, fuhr Jean-Paul fort und imitierte eine Fernbedienung: „Streicheln, Küssen, Nähe und – ganz wichtig – der Ton-Aus-Knopf, damit man den anderen mundtot machen kann, wenn er was sagt, was einem nicht paßt.“

Edvard steckte sich etwas Eis in den Mund und klopfte dann mit dem Löffel gedankenverloren gegen seine Lippen. Jetzt wußte ich auch, woher Hannah das hatte. „Max ist Schriftsteller, weißt du“, sagte er aus heiterem Himmel – wie gesagt, das ging schon den ganzen Abend so: Ein Themenwechsel jagte den nächsten.

Jean-Paul nickte, erst dann schien es ihm zu dämmern. „Etwas der Max?“

„Ich weiß nicht, wie viele du kennst“, antwortete Max, und ein süffisantes Lächeln machte sich auf seinem Gesicht breit.

„Na der, der sich im Buch ‚Mäxx‘ nennt. Freut mich, dich kennenzulernen, Mäxx.“ Jean-Paul streckte ihm die Hand entgegen.

Auf zur fröhlichen Autogrammstunde, dachte ich. Gleich würde es nur noch um den Roman gehen, um Max’ zügelloses, ungebundenes Leben und seine hoffnungslose Liebe zu dem an Aids erkrankten Nachbarn Christian, dessen Tod ihn angeblich zu einem beziehungsfähigen Menschen gemacht haben soll.

Max drückte Jean-Pauls Hand halbherzig. „Sag Max zu mir“, sagte er und grinste ein bißchen zu freundlich, vermutlich um den Schmerz zu überdecken, den der Klang dieses Namens in ihm auslöste – nur Christian hatte ihn „Mäxx“ nennen dürfen; selbst Edvard, der Max schon lange kannte, sprach ihn nie mit diesem Namen an.

„Oh! Ich verstehe“, sagte Jean-Paul und zog seine Hand zurück. „Ich hab das Buch gelesen. Hat mir sehr gefallen. Vor allem der Schluß. So 'ne richtige Tränendrüsenpresse.“

„Danke. Das war meine Absicht.“ Am Ende des Romans beschreibt Max, wie er nach Christians Tod einen Mann kennenlernt, sich in ihn verliebt und mit ihm eine Beziehung eingeht.

„O Mann, was hab ich geheult. Aber, wenn ich dazu was sagen darf ...“

„Du bist ja bereits dabei“, sagte Max und lachte.

„Es hatte ja schon so einen *touch* von Courths-Mahler. Richtig glaubwürdig war das nicht.“

Max rutschte auf seinem Stuhl zurück und warf einen Blick zu Edvard hinüber. Da hatte Jean-Paul mitten in die Wunde gestochen.

„Hast du denn so was erlebt?“ fragte er weiter.

„Na ja. Es ist doch immer etwas Wahres an den Romanen. Aber Liebe ist nun mal ein Märchen, und deshalb hab ich auch ein Märchen daraus gemacht.“

Damit hatte er die Wahrheit geschickt umschiff. Edvard, mein geliebter leichtgläubiger Edvard, hatte Max geraten, den Schluß des Buches so zu schreiben, weil er behauptete, daß er dadurch den Liebhaber in seinem Leben „manifestieren“ würde. So nach dem Motto: Man muß nur fest dran glauben, dann wird es schon werden. Dieses „Naturgesetz“ – wie Edvard es nannte – glaubte er im ersten Kapitel des Johannesevangeliums begründet zu sehen, in dem so etwas steht wie: „Im Anfang war das Wort, und alles ist durch das Wort geworden.“

Geklappt hatte das natürlich nicht. „Ich konnte ja nicht wissen, daß Max sich ausgerechnet seinen heterosexuellen Chef als Traumpartner aussucht“, hatte Edvard als Begründung vorgebracht.

„Was? Du nennst die Liebe ein Märchen. So enttäuscht?“ fragte Jean-Paul.

„Ist es nicht so? Wenn du dich verliebst, dann malst du dir doch alles mögliche aus: Endlich der Richtige! Endlich der Mann, der mich versteht, der mir alle Wünsche erfüllt, mit dem ich auf ewig zusammenbleibe! Liebe ist nur ein Märchen, nichts weiter.“

„Aber ein schönes Märchen“, sagte Jean-Paul. „Im übrigen ... liebe ich Märchen.“

Ich schaute zu ihm hinüber und mußte zu meinem Schrecken feststellen, daß er Max ... ja was, anhimmelte! Max erwiderte seinen Blick; sie schauten sich viel zu lange in die Augen.

„Der Schluß deines Romans läßt jedenfalls vermuten, daß das Märchen deiner Liebe ziemlich leidenschaftlich ist“, setzte Jean-Paul nach.

Ich schaute zu Edvard hinüber, der hatte seinen Kopf auf die Hand gestützt und schaute die beiden an, als wären sie Romeo und Julia.

„Wenn du meinst“, sagte Max und senkte den Blick auf seine Finger, mit denen er an der Tischkante herumfummelte; ein leidendes Lächeln lag auf seinen Lippen.

„Einen Cognac oder einen Fernet?“ fragte ich, um das Theater zu beenden.

„Fernet?“ schreckte Edvard auf. „Wir haben keinen Fernet!“

Ich warf ihm einen giftigen Blick zu, den er nicht verstand; Max und Jean-Paul schienen es überhört zu haben.

Max schaute Jean-Paul wieder in die Augen, und das leidende Lächeln wurde zu einem breiten Grinsen. „Vielleicht hast du recht“, antwortete Max ihm.

„Oder möchtest du vielleicht eine Zigarre, Max?“ fragte ich.

„Nach dem, was ich gelesen habe, bin ich sogar davon überzeugt“, setzte Jean-Paul nach. Max würde nun bestimmt gleich sagen: „Dann find's doch raus!“ Und das wäre das Ende von Jean-Pauls wunderschönen, prallen Lippen. Ich sah ihn schon nach dieser Nacht mit Max wie ein Zombie durch die Stadt laufen, blutleer, mit starrem Blick.

„Du darfst nicht alles glauben, was du liest, Jean-Paul!“ sagte Max, stand auf, entschuldigte sich und ging ins Bad.

„Und?“ flüsterte Edvard, sobald Max die Tür hinter sich geschlossen hatte. „Wie findest du ihn?“

„Puh“, sagte Jean-Paul und tat so, als würde er sich Schweißperlen von der Stirn wischen. „Wenn auch nur die Hälfte von dem stimmt, was er geschrieben hat, dann ist er genau mein Fall.“

„Dann ran!“ sagte Edvard.

„Bist du sicher, daß er Single ist?“

„Ganz sicher“, sagte ich und bemühte mich, gelangweilt zu klingen. „Das wird er auch immer bleiben.“

Jean-Paul schaute mich erschrocken an.

Edvard machte eine wegwerfende Geste. „Hör nicht auf ihn! Wenn du willst, machen wir einen auf müde, gähnen rum und schmeißen euch dann bald raus.“

Es nervte mich, wenn Edvard Pläne machte und ganz selbstverständlich erwartete, daß ich ihnen zustimmte. Es kam mir gar nicht in den Sinn, Jean-Paul in Max' Arme zu treiben.

Max kam aus dem Bad, bevor Jean-Paul antworten konnte.

„Hat jemand noch Lust auf 'ne kleine Kneipentour?“ fragte ich, und Edvard warf mir einen Blick zu, der von Mordlust sprach.

„Nein, danke, ohne mich“, sagte Max. „Ich hab mir überlegt, daß ich jetzt noch ins Kino gehe. Wenn ich mich beeile“, er schaute auf seine Uhr, „schaff ich noch die Nachtvorstellung.“

Edvard blickte Jean-Paul auffordernd an.

„Kino?“ fragte der daraufhin. „Was schaust du denn an?“

Max schaute Jean-Paul in die Augen; man sah ihm an, daß er nach einer passenden Antwort fieberte. Dann setzte er ein freundliches, charmantes Lächeln auf und sagte: „Einen Film, den ich mir lieber allein anschau.“

Das saß. Jean-Paul schlug die Augen nieder und murmelte: „Na dann, viel Vergnügen.“

Max warf sich seinen Mantel über und umarmte Edvard. „Danke für die Einladung.“

„Immer willkommen.“

Dann schüttelte Max mir die Hand und zuletzt Jean-Paul. „Glaub mir. Die Märchen, die ich zu erzählen habe, würden dir nicht gefallen.“

Jean-Pauls Gesicht hellte sich auf, ein Funken Hoffnung hatte sich in ihm entfacht. „Das solltest du erst mal ausprobieren“, sagte er.

Und Max: „Das hab ich schon. Gute Nacht, Jean-Paul. Es hat mich gefreut, dich kennenzulernen.“

„Gute Nacht.“

„Bis dann.“

„Tschüs!“

Sobald die Wohnungstür ins Schloß gefallen war, fragte Edvard: „Cognac oder lieber einen Espresso?“

„Danke, nichts für mich“, antwortete Jean-Paul. „Ich geh auch gleich.“

Jean-Paul war verletzt; er tat mir leid.

„Nimm dir das nicht so zu Herzen“, sagte ich. „Max ist ein schwieriger Mensch.“

Er lachte. „Was? Hattest du den Eindruck, daß mich das gestört hat?“

„Komm, setz dich noch mal!“ sagte Edvard, holte Gläser aus dem Schrank und die Karaffe mit dem Whiskey.

„Der ist doch sowieso viel zu alt“, murrte Jean-Paul, als er sich auf seinen Stuhl fallen ließ. „Was soll ich denn mit so einem Greis?“

„Max ist Anfang vierzig ...“, begann Edvard sein Verteidigungsplädoyer, schluckte aber den Rest, nämlich daß Max eher nach Mitte Dreißig aussah. Statt dessen schenkte er ein und schob Jean-Paul ein Glas hin. „Das Problem ist, daß Max sich seit Christians Tod schwer tut, jemanden in sein Leben zu lassen.“

„Sein Pech“, sagte Jean-Paul und prostete uns zu. „Trotz allem: Auf die Liebe!“

„Auf die Liebe!“ sagte Edvard.

„Auf die Liebe!“ sagte auch ich.

Es entstand eine lange Pause, in der spürbar wurde, wie gedrückt die Stimmung wirklich war.

„Also, ich bin ziemlich geschafft“, sagte ich. „Ich werde mich dann auch zurückziehen.“

Jean-Paul machte Anstalten aufzustehen.

„Nein, nein. Bleib ruhig sitzen. Ich bin mir sicher, daß Edvard gerne noch ein bißchen mit dir plaudert.“

„Nee, nee. Ich wollte sowieso gehen; es ist schon gleich eins. War 'ne anstrengende Woche.“

Edvard widersprach ihm nicht. Er stand auf und ging zur Tür. Jean-Paul schlüpfte in seinen Anorak, dann umarmte er Edvard und küßte ihn.

„Danke für das tolle Essen und die gute Unterhaltung.“

„Keine Ursache. Ich hoffe, du kommst uns bald mal wieder besuchen.“

„Gerne.“

Als er sich mir zudrehte, schaute ich kurz auf seine Lippen; das wäre meine Chance gewesen, ihn zu küssen. Die Versuchung war groß, aber ich wich ihr aus. „Komm gut nach Hause“, sagte ich und entließ ihn aus meiner Umarmung.

„Danke. Euch noch einen schönen Abend.“

„Ja, mach's gut. Und melde dich mal“, sagte Edvard.

„Wir telefonieren.“

„Bis dann.“

Die Tür fiel ins Schloß, und Edvard atmete auf. Erst jetzt merkte ich, daß ihn diese kleine Szene sehr angestrengt hatte.

„Wann lernst du es endlich?“ fragte ich meinen Angetrauten. „Diesen Max zu verkuppeln ist das Verrückteste aller deiner Hirngespinnste.“ Ich sagte das mit Nachdruck, denn Edvard fühlte sich Max verpflichtet, weil das mit dem „Liebhaber manifestieren“ gänzlich in die Hose gegangen war.

„He! Er war kurz davor, das mußt du doch selber zugeben. Jean-Paul hat sich nur ein bißchen doof angestellt.“

„Jean-Paul soll sich doof angestellt haben? Ich würd eher sagen, daß sich Max wie ein Arsch benommen hat.“ Ich schüttelte den Kopf. „Warum mußt du ihn nur immer verteidigen?“ Ich ahnte, daß Edvard in Max ein Stück seiner eigenen Vergangenheit sah, in der auch er immer nur an Sex gedacht hatte.

„Und warum mußt du Max immer schlechtmachen?“ fragte er.

Anstatt zu antworten, ging ich ins Bad und putzte mir die Zähne. Warum ich Max schlechtmachen mußte? Wenn das nicht offensichtlich war.

Edvard räumte noch den Tisch ab.

„Komm, das machen wir morgen. Laß uns ins Bett gehen“, sagte ich auf dem Weg ins Schlafzimmer.

„Laß mich mal. Ich steh nicht gern auf, um erst mal eine halbe Stunde aufzuräumen. Du kannst das Bett ja schon vorwärmen.“

„Na gut. Aber mach nicht zu lange. Okay?“

„Okay!“

Es war schwierig, im Dunklen meinen Schlafanzug zu finden. Seit Hannah immer öfter bei uns übernachtete, hatte ich mir wieder einen zugelegt. Es kam mir einfach seltsam vor, nackt neben dem kleinen Mädchen zu liegen. Dann schlüpfte ich zu ihr unter die Decke. Hannah war warm und strahlte eine angenehme Entspannung aus. Ihr Atem war sanft und ruhig, und so schlief ich schnell ein.

Leises, aber permanentes Flüstern weckte mich. Ich öffnete die Augen und sah, daß Hannah zwischen Edvard und mir auf dem Bett saß und angestrengt versuchte, ihrer Gretl etwas zu erklären. Um sie herum lagen eine Reihe von Schmink- und Haarpflegetensilien: Die Bio-Puppe wurde mit Plastikram bearbeitet. Na, das machte Sinn.

„Guten Morgen“, flüsterte ich, um Edvard nicht zu wecken.

„Guten Morgen, Berni. Gretl will sich nicht waschen. Ich hab ihr gerade erklärt, daß man, wenn man erwachsen werden will, daß man sich dann, na ja, also ... waschen muß.“

Ich nahm Hannah in den Arm, aber sie wand sich heraus.

„Komm! Wir müssen aufstehen. Ich habe Gretl versprochen, wenn sie badet, gehen wir dahin, wo die großen Tiere wohnen.“ Sie meinte damit den Zoo.

„Mäuslein. Ich weiß nicht, ob das klappt. Wir rufen gleich mal deine Mama an und fragen, was sie heute mit dir vorhat. Okay?“

„Aber ich habe es der Gretl versprochen. Und ein Versprechen muß man doch halten! Nicht wahr, Berni?“

Ich hatte befürchtet, daß Hannah früher oder später lernen würde, selber schräge *deals* auszuhecken, um damit ihre Wünsche durchzusetzen.

Es war kurz vor neun, als mein Telefon läutete. Ich stolperte ins Arbeitszimmer und hob ab. Es war meine Mutter. „Ich wollte nur mal hören, wie es dir geht.“

Seit dem Tod meines Vaters hatte sich unsere Beziehung dramatisch abgekühlt. Ich vermied den Kontakt. Ein- oder zweimal im Monat telefonierten wir, kurz, nur das Nötigste. Meine Besu-

che hatten sich auf Pflichtbesuche reduziert. Ich konnte mich nicht erinnern, wann ich das letzte Mal ein richtiges Gespräch mit ihr geführt hatte. „Gut. Und selbst?“

„Abgesehen davon, daß ich mich kaum erinnern kann, wie du aussiehst ...“

Meine Mutter war so klein und zierlich, daß man in ihrer Anwesenheit nicht wagte, laut zu sprechen, weil man Angst hatte, sie würde zerbrechen wie dünnes Glas. Ich kannte sie nur als zurückhaltend, nachgiebig und ängstlich. So eine massive Anspielung war ungewöhnlich für sie.

„Ich habe viel Streß im Moment“, log ich. „In den Ferien bin ich total ausgebucht. Und über die Jahrtausendwende soll man auf keinen Fall reisen. Du weißt ja, wegen der Computer ...“ Ich haspelte weitere Gründe herunter. Weihnachten bei ihr, dann womöglich noch mit meinen Geschwistern – einen größeren Alptraum hätte ich mir nicht ausmalen können.

Hannah trat in das Arbeitszimmer und zerrte Edvard hinter sich her. Er war nackt und rieb sich die Augen.

„Berni!“ rief Hannah, und ich hielt die Hand über den Hörer.

„Ich weiß, daß du viel um die Ohren hast, mein Junge. Ich würde niemals erwarten, daß du mich besuchen kommst. Deshalb habe ich mir gedacht, ich komme für ein paar Tage nach München.“

Verdattert schaute ich mich um. In der Ecke stand der afrikanische Fruchtbarkeitsgott mit dem übergroßen Penis, draußen über dem Eßtisch hing der Matrose von Pierre & Gilles mit Sperma an der Backe, auf den Bücherregalen drängte sich schwule Literatur und im Wohnzimmer standen jede Menge Bildbände mit Männerakten, von Edwards Videokollektion mal ganz abgesehen.

„Bist du sicher?“ fragte ich meine Mutter.

„Ich bin mir sehr sicher, Bernhard.“

„Dann komm“, sagte ich und legte auf.

„Wer war das?“ fragte Edvard und gähnte.

„Mutter.“

„Kommt die Mama bald?“ fragte Hannah.

„Meine Mutter, Hannah. Meine, nicht deine.“

„Kommt meine Mama bald?“

„Was wollte sie denn?“ fragte Edvard, der den Schrecken in meinem Gesicht gesehen haben mußte. „Ist was passiert?“

„Sie will mich besuchen kommen.“ Ich lehnte mich gegen den Schreibtisch. Mir wurde plötzlich flau im Magen.

Edvard dagegen war mit einem Schlag hellwach: „Wow, super! Ich hab dir doch gesagt, daß es nur eine Frage der Zeit ist.“

Er ließ Hannahs Hand los und setzte sich auf den Stuhl. Hannah versuchte seinen Schoß zu erklimmen, was vor allem deswegen schwierig war, weil sie Gretl im Arm hielt, bis Edvard ihr unter die Arme griff.

„Malen wir jetzt ein Bild für die Mama?“ fragte Hannah.

„Warte, Goldköpfchen. Gleich“, sagte Edvard und strich ihr übers Haar. „Ich muß mit Berni mal eben was Wichtiges besprechen. Hier“, er deutete auf ihre Mal-Ecke, in der Blöcke lagen, Papierrollen und eine Schachtel Malstifte. „Nimm dir was raus und geh damit ins Wohnzimmer. Ich komm gleich nach.“

Sie schaute ihn mißtrauisch an.

„Versprochen“, fügte er hinzu und hob die Hand zum Schwur.

Hannah flüsterte Gretl etwas ins Ohr und rutschte beleidigt von seinem Schoß herunter. Edvard schaute ihr mit einem Schmerz in den Augen hinterher.

„Bleibt deine Mutter denn über Nacht?“ fragte er.

„Ich hab sie nicht gefragt.“

„Kommt sie mit dem Zug, oder holst du sie ab?“

„Ich hab keine Ahnung.“

„Weißt du, in welchem Planetensystem wir uns befinden?“ Er streckte den Kopf vor, um mir in die Augen schauen zu können.

„Sehr witzig, Edvard. Danke.“

„He, was ist denn los?“ Er stand auf und nahm mich in den Arm.

„Es beunruhigt mich einfach, das ist alles“, antwortete ich und schob ihn weg. „Seit Vater den Herzinfarkt hatte, hat sie mich nicht mehr nach meinem Leben gefragt. Und jetzt will sie mich plötzlich besuchen.“

„Du glaubst immer noch, daß sie dir den Tod deines Vaters anlastet. Diese Geschichte erzählst du mir seit Jahren. Das bildest du dir doch nur ein.“

„Und wenn nicht?“

„Professor. Wenn sie das wirklich annähme ... Also sagen wir mal, daß sie tatsächlich glaubt, dein Vater hätte den Herzinfarkt nur bekommen, weil er damals erfahren hat, daß du schwul bist. Und nehmen wir mal an, daß sie wirklich so dumm ist, *dir* das anzulasten: Warum will sie dich dann besuchen?“

„Das ist genau die Frage, die mich beunruhigt“, antwortete ich.

Edvard ließ die Arme sinken, ging zwei Schritte von mir weg, drehte sich um die eigene Achse und kam dann wieder auf mich zu. „Kannst du es nicht einfach mal drauf ankommen lassen?“

Ich schaute ihn an, wie er da nackt vor mir stand. Es lag etwas Bittendes in seinem Blick. Ich hätte ja zu gerne geglaubt, daß meine Mutter mich einfach nur mal wieder sehen wollte, aber was Familie betraf, sprach ich ihm jegliche Kompetenz ab.

Seit sich Edwards Eltern vor Jahren getrennt hatten, weil sein Vater mit einer anderen Frau zusammenleben wollte, reiste seine Mutter in der Welt herum. Sie lebte in Ashrams in Indien, rauchte Joints am Strand von Goa mit Jungs, die halb so alt waren wie ihr Sohn, und sprach mit den Toten. Edvard behauptete, daß sie ihren Weg suchte und dem „Inneren Guru“ folgte.

Ich hatte bis jetzt nur einmal die Gelegenheit bekommen, sie kennenzulernen. Das war zu unserer Hochzeit. Sie blieb keine zwei Tage, dann „mußte sie wieder los“, wie sie es ausdrückte, als ob es da draußen in der Welt irgend etwas Wichtigeres gegeben hätte, als ein paar Tage mit ihrem Sohn zu verbringen. „Ich weiß, daß *der eine* für dich sorgt“, sagte sie zu Edvard. „Du brauchst mich nicht.“ Er lächelte zwar, aber ich sah, daß er sie am liebsten festgehalten hätte. Deswegen all die Freunde, deswegen Hannah, deswegen ich. Daher bezweifelte ich, daß Edvard meine Mutter meinetwegen bei uns haben wollte. Ich befürchtete, daß er so blind vor Sehnsucht nach Familie war, daß er das Offensichtliche übersah.

„Edat. Komm jetzt!“ schrie Hannah aus dem Wohnzimmer.

„Gleich, mein Schatz“, erwiderte er. Und zu mir sagte er: „Vergiß nicht, wenn sie uns nervt, hast du immer noch Hannah und mich und Raimondo und Kim und all die anderen. Wir sind jetzt deine Familie.“ Er gab mir einen Kuß auf die Stirn und ging. An der Tür drehte er sich um. „Hast du Lust, Brötchen zu holen?“

Ich zuckte mit den Schultern.

Edvard ging auf alle Viere, um zu Hannah hinüberzukrabbeln. „Immerhin besteht eine geringe Chance, daß Kim heute morgen auftaucht, um uns unser kleines Töchterchen zu entführen.“ Dann krabbelte er los. „Grrr“, fauchte er dabei, „der Tiger ist hungrig und will ein kleines, blondes Mädchen zum Frühstück.“

Hannah kiekste schrill.